

Frauen brauchen andere Hilfsangebote

Deutsche Gesellschaft für Suchtpsychologie beklagt männliche Ausrichtung der Therapie

Von unserem Redaktionsmitglied
Sybille Burmeister

Ludwigshafen. „Die Tradition ist: Süchtig ist gleich männlich“, sagt die Psychologie-Professorin Klaudia Winkler, Vizepräsidentin der Deutschen Gesellschaft für Suchtpsychologie. Frauenspezifische Abhängigkeiten müssten stärker in das Blickfeld von Forschung, Lehre und Praxis gerückt werden. Der Austausch, wie dies geschehen könne und welche Konsequenzen die Suchtkrankenhilfe ziehen müsse, war Inhalt einer Fachtagung mit über 100 Experten aus ganz Deutschland, die gestern im Heinrich-Pesch-Haus in Ludwigshafen zu Ende ging.

Studien zeigen, dass zwei Drittel der Alkoholkranken Männer sind, Frauen zahlenmäßig hingegen die stärkste Gruppe bei der Medikamentenabhängigkeit stellen. Beim Rauchen ergebe sich ein „Gleichstand“ der Geschlechter, berichtet Winkler, die an der Evangelischen

Fachhochschule Ludwigsburg-Reutlingen lehrt. Die Erforschung der Sucht sei in Deutschland unterfinanziert, kritisiert Professor Michael Klein im Gespräch mit unserer Zeitung. Studien aus den USA – dort werden im Verhältnis 65 Mal so viele Forschungsgelder für diese Problematik ausgegeben wie hier – müssten vielfach als Grundlage für die hiesige Arbeit dienen.

Es falle Frauen noch schwerer als Männern, ihre eigene Sucht einzugestehen, so Winkler. Dadurch, dass sich auch die Forschung viel stärker mit der männlichen Perspektive beschäftige, fühlten sich die Frauen an den Rand gedrängt. Sie nähmen sich nicht als abhängig wahr, sondern als erschöpft, niedergeschlagen oder krank. Die Ärzte, zeigt sich Winkler aber zufrieden, seien mittlerweile sensibler geworden und verschrieben nicht mehr sofort Psychopharmaka.

Die klassische Suchthilfe werde von Frauen nicht angenommen. „Sie brauchen andere Hilfsangebote. Die Anlauf-

stellen müssten so gestaltet werden, dass sie eher unter dem Etikett Gesundheit, Entspannung und Stressbewältigung stehen“, meint Winkler. Hinzu komme bei Frauen häufig noch die Versorgung von Kindern, was die Annahme von stationären Hilfsangeboten erschwere.

Forschung und Praxis streiten noch darüber, ob Frauen gemeinsam mit Männern therapiert werden sollten. Bei der Suchthilfe für Männer, so Klein – er leitet den Forschungsschwerpunkt an der Katholischen Fachhochschule Nordrhein-Westfalen – müsste die Gewaltausübung unter Drogen stärkere Berücksichtigung finden. Therapieformen aus dem Strafvollzug könnten hier angewendet werden.

Insgesamt stagniere der Anteil der Süchtigen in der Gesellschaft in Deutschland auf einem hohen Niveau. Das Einstiegsalter sinke jedoch zunehmend, gerade Kinder aus Suchtfamilien würden zum Teil bereits mit zehn Jahren anfangen, zu rauchen und zu trinken.